

Eine Ökologie der Gabe

In der Natur ist alles Geschenk. Von der Sonnenwärme bis zur Nahrung, die sie uns gibt, von den Möglichkeiten tieferen Selbstverständnisses bis hin zur Freude, die darin liegt, verströmt ihr Geschenk sich als voraussetzungslose Gabe. Charakteristisch für die Natur ist es, *Leben zu sein*. Alles Lebendige erhalten wir gratis. Das Lebensvolle, das wir in alten, dicht gewobenen Beziehungsnetzen erfahren, ist Gabe ohne Gegenleistung: Ausdruck des Lebens, der lebendig macht.

Die Verbindung zwischen der Selbstentäußerung, die in allen lebensvollen Bezügen liegt, und diesem überall offen zugange liegenden Geschenkcharakter der lebenden Natur sollten wir unbedingt verstehen. Erst wenn wir erfassen, dass die Zirkulation der Gabe zentrale Voraussetzung ökologischen Gedeihens ist, können wir die heute alles durchdringende Haltung des Geizes ablegen. Erst wenn wir erfassen, dass jenes Glück, das »ins eigene Herz zurückkehrt«, in der Tiefe ein Echo des ökologischen Maßes ist, können wir das Geben ganz auskosten, ohne um die eigene Substanz zu fürchten. Denn diese Substanz gibt es nicht. Es gibt nur die Verwandlung verschiedener Subjekte in eine jeweils neue Form des gegenseitigen Erfassens, die schöpferische Fantasie der eigenen Zukünftigkeit. Schon unser Körper gehört uns nicht wirklich, sondern rinnt uns gleichsam beständig durch die Finger. Auch unser Stoffwechsel folgt dem ökologischen Zentralprinzip, dass erst die absichtslose Entäußerung Identität schafft. »Wer gibt«, sagt der Philosoph Lewis Hyde, »ist willens, die Kontrolle aufzugeben ... und einen Kreislauf zu befördern, der das Leben unterstützt.«¹³²

Lewis Hyde hat wie kaum ein zweiter die Rolle des freien Gebens – und nicht der strategisch eingesetzten Leistung – für die Fruchtbarkeit schöpferischer Prozesse untersucht. Hyde sieht, dass es einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem Geben, dem Leben und unserer schöpferischen Kraft gibt.

Er nennt ihn die »Erotik der Gabe« und meint: »Jeder Gabentausch ist eine erotische Beziehung, der Zustand, in dem wir unserer Begabung folgen, der Zustand einer erotischen Anregung: Durch ihn sind wir für die in der Tiefe liegende Einheit der Dinge empfänglich und können daran teilnehmen ... Gaben sind die Vehikel jenes organischen Zusammenhangs, den wir als Lebendigkeit erfassen.«¹³³

Damit hat der US-amerikanische Denker den entscheidenden Zusammenhang in den Mittelpunkt gerückt: Wie produktiv unsere Handlungen oder unsere Werke sind, hat etwas damit zu tun, wie sehr sie die Lebendigkeit anregen. Das aber kann nur geschehen, so Hyde, wenn das eigene Handeln nicht allein dem Zweck folgt, ein verwundbares Ego abzusichern. Wenn es keinem Leistungsdiktat und Kontrollzwang unterworfen ist, sondern die selbst empfangene Fülle weitergeben will – und dafür etwas Wertvolles, ja etwas zum Leben Essenzielles aufgibt. Wenn das Geben eine ökologische Zentralgröße ist, müssen wir es folglich zum Eckpfeiler einer Kultur des Lebens machen. Aber wie könnte dieser aussehen?

Beispiele für eine Kultur der Gabe fand Hyde weniger in unserer zeitgenössischen Zivilisation als bei archaischen Gesellschaften. Die Kultur der Gabe basiert stets darauf, dass die Natur als die ultimative Quelle eines grundlos verteilten Geschenks verstanden wird. Leben ist Geschenk – und nicht, wie bei uns spätestens nach dem Siegeszug des Vulgärdarwinismus – im Krieg aller gegen alle erkämpftes Verdienst.

Viele Völker, die in einer Balance mit der Natur leben, fühlen sich von dieser beschenkt – und fühlen sich umgekehrt ihr gegenüber zum Geben aufgefordert. Das ist Kern des archaischen Rezepts für die Schonung natürlicher »Ressourcen«. Was zum Leben dient, wird als Gabe verstanden, nicht als Güter, die daliegen, damit man sie zum eigenen Vorteil nutzen kann. Eine Gabe spendet Leben – und das Glück der Dankbarkeit, Leben geschenkt zu erhalten. Dieses Glück sehnt sich nach Erwide-

rung des Geschenks, nach Verausgabung an die Natur. Viele archaische Völker haben es sich folglich auferlegt, der Wildnis, deren Bewohner die Menschen mit ihrem eigenen Leib speisen, real etwas zurückzugeben. Hyde berichtet von einem Maori-Volksstamm, dessen Angehörige regelmäßig Teile ihrer Jagdbeute und Feldernte in den Wald tragen, um dessen produktive Kraft auf eine symbolische Weise zu nähren. Dort zerfallen die Speisen, werden von Tieren verzehrt und von Pilzen verwandelt – und gehen tatsächlich wieder in den Kreislauf des Werdens und Verschwendens ein.¹³⁴

Die Mitglieder einer solchen Kultur, meint Hyde, handeln so, um den Wesen, die ihnen das Leben spenden, etwas zurückzugeben. Sie wissen: Wenn die nährenden Kräfte der Natur nicht versiegen sollen, darf der »Kreis der Gabe« nicht unterbrochen werden.¹³⁵ Hyde sieht, dass ein solches Tun keine nette kulturelle Folklore ist, sondern einer tieferen ökologischen Einsicht folgt. Diese Einsicht hat aber gerade nichts damit zu tun, sich selbst einen Vorteil zu verschaffen. Sie bedeutet nicht, die eigenen Ressourcen zu schonen, so wie der Investor seine Barreserven schont, um auf einen strategischen Gewinn zu warten. Die vom Mund abgesparte Gabe folgt vielmehr einer Einsicht in die Wirklichkeit. Nichts Lebendiges lässt sich besitzen, lautet diese Einsicht. Sie verpflichtet dazu, einen Teil des eigenen Lebenskomforts zu opfern, um die Lebendigkeit des großen Ganzen zu verstärken. Ihr liegt nicht das Kalkül zugrunde, dass auf diese Weise die eigene Position einen Startvorteil erhält, sondern das Wissen, dass es nichts Eigenes gibt. Lebenskraft lässt sich nicht monopolisieren und horten. Sie fällt einem zu. Sie äußert sich am stärksten im Bedürfnis, diese kosmische Geste zu wiederholen und die Energie daraus an andere zu verteilen.

Die Angehörigen einer solchen Kultur ökologischer Rückhaltlosigkeit täuschen sich nicht in ihrem Bild der Natur. Denn diese folgt selbst keinem Modell wohl dosierter Sparsamkeit. Wir, besessen vom Zwang zu Effizienz und Leistungssteigerung,

irren uns vielmehr, wenn wir meinen, alle Beziehungen im Reich des Lebendigen seien Resultat von rückhaltlosem Wettbewerb und scharf kalkulierter Ausgabenoptimierung – und stünden im Dienst evolutionären Fortschritts.

Der Mainstream im Evolutionsdenken geht davon aus, alle Strukturen und Verhaltensweisen im Lebensreich müssten das Ergebnis der bestmöglichen Kosten-Nutzen-Beziehung sein. Leistungswettbewerb ist bislang unangefochtenes Dogma auch im biologischen Denken. Der Evolutions-Mainstream passt seine Analysen dieser Prämisse an – statt erst die Welt zu betrachten und dann Schlussfolgerungen zu ziehen. Er stülpt der Wirklichkeit die Nöte einer Gesellschaft über, in der die gedankenlose Lebensfreude in einem Netz aus Geiz und Verdrängung zu ersticken droht.

Gefressenwerden und Geschenksein

Ich habe die gefährlichen Irrtümer in unserem Bild der Natur als übergroße McKinsey-Zentrale ausführlich in den Büchern *Biokapital* (2008) und *Enlivenment* (2013)¹³⁶ besprochen. In den folgenden Zeilen will ich darum meine Erinnerung an ein Erlebnis schildern, welches mich allein mit meinem Körper begreifen ließ, wie sehr die totale Verschwendung Voraussetzung für Lebendigkeit ist.

Es war Juni, und die Glühwürmchen tauchten auf. An einem stillen Abend stieg ich mit dem Hund den schmalen Weg durch die brusthohen Gräser auf den Wiesen hinauf in die Hügel. Die Halme vibrierten leise in der Nacht. Am Ende der Stiege beim Friedhof sah ich auf – und es kam mir vor, als tauchte ich mit meinem Kopf direkt in die Sterne. Die Glühwürmchen füllten die Luft über den Bäumen. Sie flogen wie kleine, eifrig durch den Raum tanzende Sterne blinkend auf und ab. Ihr Licht mischte sich mit den Silberpunkten der Himmelskörper im